

Pfingsten in der Provence

Elisabeth Tondera

Zum Nachtisch würde sie eine Aprikosentarte machen. Das Rezept hatte sie für das Festmenü ausgesucht. Als krönenden Abschluss und zum Auftakt....

Nein, nicht schon wieder daran denken. Sie sollte sich auf das konzentrieren, was sie noch zu tun hatte. Aprikosen waren jetzt im Mai schwer zu bekommen und wenn, dann fehlte ihnen das Aroma, das nötig war, um diesem Kuchen den vollendeten Geschmack zu verleihen. In der Provence könnte es um diese Zeit schon besser damit bestellt sein.

Provence. Da wollten sie vor einem Jahr hin. „Yesterday“, spielten Streicher in ihrem Kopf. Die Platte hatte sie eingepackt, auch wenn die Beatles nicht unbedingt in das Ferienhaus aus unbehauenen Steinen passten. Ein Haus umgeben von knorrigen Bäumen und Lavendelfeldern. So versprach es das Prospekt.

Martine schob die Bilder weg, die sich in ihren Kopf drängten, aber Paul McCartney ließ sich nicht abstellen und schmalzte weiter in ihrem Ohr. Sie versuchte ihn zu ignorieren und ging die Einkaufsliste durch. McCartney störte: „I said something wrong“. Am schwierigsten würde es mit den Aprikosen sein. Die übrigen Zutaten dürfte sie ohne Probleme bekommen. Die Ente müsste sie eventuell bestellen. Gewürze? Welche hatte sie denn da?

Die Gewürztöpfe in dem langen Regal standen soldatisch in einer Reihe, jedes Etikett saß genau in der Mitte und die Buchstaben darauf bildeten Wörter, die sie früher nur in Büchern fand: Paprika, Curry, Muskat, Basilikum, Kerbel, Ingwer. Mutter hatte nur Salz und Pfeffer benutzt, und die Gerichte, die sie täglich gekocht hatte, konnten selbst Esser, deren Geschmacksnerven abgestorben waren, nicht an den Tisch locken. Zerkochtes Gemüse mit zerlassenem Speck war Standard, der Kohlgeruch hatte sich in die Kleider hineingefressen und deren Träger stigmatisiert. Armut kann man äußerlich verdecken, aber ihr Geruch verbirgt sich in den Nähten der geschickt umgearbeiteten Bluse, des von einer wohlhabenden Bekannten geerbten Mantels, der Wollmütze, der Handschuhe und selbst der Strümpfe.

Martine nahm den Deckel vom Ingwertopf, nur um den würzigen Geruch einzuatmen, der mit ihrem Elternhaus nichts zu tun hatte. Wer ihre Küche sah, das helle Holz, Edelstahl, die blanke Herdplatte, die sonnigen Vorhänge an dem großen Fenster, die das Licht einluden, es sich in dem Raum bequem zu machen, der hätte Martine nie mit dem Kohlgeruch in Verbindung gebracht. Auch nicht mit den schäbigen, muffigen Küchenmöbeln, die wer weiß wo zusammengesucht waren und längst den Versuch aufgegeben hatten, jemandem gefallen zu wollen. Sie versteckten nicht mehr ihre Wunden, die ihnen die verschiedenen Besitzer zugefügt hatten, die nackten Stellen, die früher einmal mit Farbe bedeckt waren, die schiefen Türen mit fehlenden Griffen und die klemmenden Schubladen.

Diese Küche war Martines Sieg über ihre Vergangenheit. Hier war sie die Königin, hier entschied sie, wen sie empfing und welche Gaben sie verteilte. Hier hatte sie vor einem Jahr die Reise geplant, die ihren Triumph besiegeln sollte. Eine Woche in der Provence, Licht, Blumen, Düfte; eine Woche, die den Kohlgeruch für immer aus dem Gedächtnis verbannen sollte. Martine hatte am Küchentisch gesessen, einen Stapel Reiseprosperkte durchgearbeitet, sich nach langen Überlegungen für Saint Remy entschieden, ein Ferienhaus für zwei Personen entdeckt, eines, das speziell für sie gebaut schien. Aus Feldsteinen gebaut, am Ende einer Pinienallee, Magnolien im Garten, Lavendelfelder in der Nähe. Für die Lavendelblüte wäre es Pfingsten zu früh gewesen, aber es hätte genügend andere Attraktionen in der Umgebung gegeben, und vielleicht hätten sie die auch gar nicht benötigt.

Ein Haus nur für sie beide, die Küche war gut ausgestattet, sie hatte an alles gedacht. Natürlich wären sie auch essen gegangen. Eine Patisserie war in allen Prospekten erwähnt, sehr empfehlenswert, aber natürlich hätten sie da nicht jeden Tag essen können. Das hätte ihr Reisebudget gesprengt. Sie hatte Bruno eingeladen und musste mit den Finanzen jonglieren.

Vorgezogene Flitterwochen, so hatte es Martine gesehen. Sie gehörten zusammen, daran hatte sie nie gezweifelt. Seit Stefan ihn einmal zum Essen mitgebracht hatte, war die Sache für sie klar.

„Schwesterherz, hast du was dagegen, wenn ich einen Freund mitbringe?“, hatte er gefragt, als sie ihn mal wieder zum Sonntagsessen eingeladen hatte. Damals hatte sie noch nicht lange in der Wohnung gelebt. Jeden Morgen hatte sie nach dem Aufwachen die Augen noch einmal fest geschlossen, und erst, wenn sie sie wieder öffnete und alles war immer noch an seinem Platz, konnte sie sicher sein, dass es so den ganzen Tag bleiben würde.

Schon während der Ausbildung in ihrer Heimatstadt hatte sie begonnen, sich für alles zu interessieren, was mit Frankreich zu tun hatte. Dr. Simon hatte französische Wurzeln, und in seiner Praxis hingen Bilder und standen Gegenstände herum, die in ihr die Sehnsucht nach der französischen Lebensart geweckt hatten. Diese Sehnsucht hatte sie in die Universitätsstadt, in der ihr Bruder studierte, mitgenommen. Sie hatte sich hier um eine Stelle beworben, wollte weg aus dem Sauerland, wollte den Kohlgeruch in dem grauen Mietshaus mit abgeblättertem Putz lassen. Dr. Simon hatte ihr ein ausgezeichnetes Zeugnis ausgestellt, und gute Arzthelferinnen waren begehrt.

„Das ist Bruno“, hatte Stefan seinen Freund vorgestellt und zu ihm gesagt:

„Martina, meine Schwester.“

„Martine“, verbesserte sie ihn, ohne die Augen von Bruno zu wenden.

„Ach, ich vergaß deine Frankomanie, Martine.“ Stefan betonte demonstrativ das i und lachte.

Bruno fiel nicht in das Lachen ein, er lächelte, wobei er nur einen Mundwinkel leicht hob, und nahm mit einem Blick die Wohnung in sich auf.

„Schön hast du’s hier.“

Das war jetzt fünf Jahre her.

In der ersten Zeit kam Bruno mit Stefan zu ihr, dann immer öfter alleine. Martine dachte während der Arbeit nur an den Abend, überlegte, was sie kochen würde, was sie auf dem Heimweg einkaufen müsste, womit sie ihn überraschen könnte. Bruno war ein Genießer, und sie zelebrierten die Mahlzeiten. Kerzen, Blumen, Servietten, Martine verwendete viel Zeit darauf, den Tisch zu dekorieren, alles sollte stimmen, Bruno sollte sich wohl fühlen, so wohl, wie sonst nirgends.

Trotzdem wurden die gemeinsamen Abende seltener. Bruno hatte viel zu tun. Sie hätten sparen können, wenn er zu ihr gezogen wäre, aber das hatte sich nicht ergeben. Martine hatte nie nach den Gründen gefragt. Dabei hätte er es bei ihr viel bequemer und angenehmer gehabt als im Studentenheim. Hier hätte er Ruhe zum Lernen gehabt, wäre nicht so abgelenkt gewesen und hätte sein Studium mit Sicherheit schneller beendet. Er hätte nicht so viele Klausuren wiederholen müssen und wäre bei dem ersten Prüfungsanlauf nicht durchgefallen war. Dafür hätte sie gesorgt. Ohne ihn einzuengen oder von dem Leben fernzuhalten, wie er es für lebenswert hielt. Er liebte es, Leute um sich zu haben, er genoss es, im Mittelpunkt zu stehen, mit einem Kumpel über die neuesten Motorradmodelle zu debattieren, mit ihm die Vorzüge der Honda Fire Storm zu erörtern, dabei einem anderen auf die Schulter zu klopfen und den letzten Wochenendausflug erwähnen, dabei aus den Augenwinkeln seine Wirkung auf die Frauen zu prüfen. Er hätte all das haben können, auch die Bewunderung der Frauen, sie hätte ihn nicht eingeengt.

Gefragt hatte sie ihn nicht. Nur ein paar Mal angedeutet, dass er, wenn er möchte, herzlich willkommen sei. Sie hätten ja auch nach einer größeren Wohnung Ausschau halten können. Vielleicht hatte er ihre Andeutungen nicht wahrgenommen...

Auf jeden Fall war er nicht darauf eingegangen, obwohl er faktisch beinahe bei ihr gewohnt hatte. Wie viel Zeit er tagsüber in ihrer Wohnung verbrachte, hatte sie nicht gewusst. Wenn sie von der Arbeit zurückkehrte, war er manchmal noch da, oft aber schon auf dem Sprung. Manchmal blieb er nicht einmal zum Essen, obwohl er ihre Kochkünste sehr schätzte. Martine hatte es sich angewöhnt, in der Woche Gerichte vorzubereiten, die maximal in einer halben Stunde fertig waren. Oft hatte sie am Abend vorher vorgekocht, damit Bruno nicht zu lange warten musste. Darin hatte sie es bis zur Meisterschaft entwickelt.

Für die Woche in der Provence hatte sie Rezepte ausgesucht, die keinen Einschränkungen unterlagen. Endlich wieder genüsslich und ausgiebig schlemmen. Das Kochen hatte sie in den Zeitplan eingebaut; sie hatte die Küche mit den Tontöpfen und getrockneten Kräuterbüscheln an den Holzbalken vor sich gesehen, Bruno mit einem Glas Wein am Küchentisch, vielleicht hätte er Kräuter gehackt oder Oliven oder die Aprikosen gehäutet. Während der Ententopf Canard à la provençale schmoren würde, hätten sie Zeit für etwas anderes gehabt...

Das hatte sie für den Pfingstsonntag geplant. Dazu einen Roséwein aus der Provence. Bruno hätte ihn schon vorher gekostet... Sie hätte aufpassen müssen, dass er nicht zu viel trinkt...

Diesmal würde sie zum Auftakt nur einen kleinen Aperitif reichen. Es war nicht einfach, den Pastis Janot zu bekommen, aber die Mühe hatte sich gelohnt. Manchmal entkorkte sie die Flasche, nur um den Anisduft einzusatmen. Ihre Küche duftete nach Ferien. Wenn sie die Augen schloss, sah sie sich in der Küche des Ferienhauses in Saint Remy, sah den Magnolienbaum vor dem Fenster, sog den Duft ein, der überall in der Luft hing und auf sie wirkte, als hätte sie drei Gläser des Anislikörs hintereinander in einem Zug geleert. Wäre sie dort gewesen, hätte sie die Bilder und den Duft für immer gespeichert, um sie jederzeit abrufen und das Glück wieder spüren zu können. Die Fantasie allein reichte nicht aus. Sie gaukelte ihr nur das Glück vor, das sie nicht erleben durfte.



So wie damals, als das Puppentheater in die Stadt gekommen war und sie alles gegeben hätte, um eine Vorstellung zu sehen.

„Mama, kauf mir eine Karte, bitte, bitte!“, hatte sie gebettelt. Sie wollte auf das Weihnachtsgeschenk verzichten und das Geburtstagsgeschenk auch. Es hatte ohnehin nie etwas Besonderes gegeben, ein neues Unterhemd oder Strümpfe, und wenn sie das Puppentheater hätte besuchen dürfen, hätte sie nie wieder irgendwelcher Geschenke bedurft.

„Du musst Vater fragen, das weißt du doch.“

Vater fragen! Da hätte Mutter ihr genauso gut vorschlagen können, sie solle ein Blatt aus ihrem Heft rausreißen und versuchen, es als Eintrittskarte zu benutzen. Vater war fast immer schlecht gelaunt, und wenn er betrunken nach Hause kam, war es besser, sich tot zu stellen. Wenn sie ihn um etwas bat, lachte er meist spöttisch auf und meinte, im Leben bekäme man nichts geschenkt, Ihm hätte man alles genommen, sogar seine Heimat, und er hätte nichts zu verschenken.

„Ich war in Sibirien, und ich bin froh, dass ich lebe. Ihr seid allesamt eine verwöhnte Bande! Nur dummes Zeug im Kopf. Schufte du mal wie ich, dann brauchst du keine Geschenke“, pflegte er zu sagen.

Sie hatte ihn trotzdem gefragt. In einem der seltenen Momente, in denen er nicht schon an der Haustür brüllte und sie anschaute, wenn sie am Tisch etwas sagte. Und sie hatte ein Wunder erlebt: Das spöttische Lachen und seine Schimpftirade blieben aus und Vater versprach, ihr eine Karte zu kaufen. Nächsten Sonntag. Wenn sie ihm die ganze Woche die Schuhe putzte. Blitzblank. Das hatte sie getan. Jeden Morgen holte sie die abgetragenen, verdreckten Schuhe und während sie den Dreck abschrubbte, war ihr, als verwandelten sich die Flecken und Risse des Leders in Figuren, die jeden Tag ein anderes Stück aufführten. Es waren seltsame Geschichten, die sich auf dem Schuhleder abspielten. Immer kam darin ein Bösewicht vor, der am Ende dran glauben musste. Mit jedem Tag

wuchs die Spannung, und sie konnte es kaum aushalten, endlich das richtige Theater zu sehen.

Am Sonntag war Vater betrunken, und als sie es gewagt hatte, ihn nach den Karten zu fragen, schlug er sie mit dem von ihr geputzten Schuh. Der Geruch der Schuhwiche hatte sich mit den Küchenausdünstungen vermengt und zusammen mit den Schmerzen in sie hineingefressen.

Die Düfte der Provence sollten dies überlagern. Aber die Fantasie allein reichte nicht aus.

